

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Senzle

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 14

Sonntag, den 28. Februar 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 28. Februar: Roman. Montag, 1. März: Suitbertus.
Dienstag, 2. März: Heint. Suso. Mittwoch, 3. März: Kunigunde. Donner-
stag, 4. März: Rosimir. Freitag, 5. März: Friedrich. Samstag, 6. März:
Freibolin.

Zweiter Fastensonntag

Evangelium des hl. Matthäus 17, 1—9.

In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Jo-
hannes, dessen Bruder, mit sich und führte sie abseits auf einen
hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt; und sein Angesicht
glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der
Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias; die
redeten mit ihm. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu
Jesus: Herr, hier ist gut sein für uns; willst du, so wollen wir
hier drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem
Elias eine. Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte
Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: Dieser ist
mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; diesen
sollt ihr hören! Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr
Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte
sie und sprach zu ihnen: Stehet auf und fürchtet euch nicht!
Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus
allein. Und da sie von dem Berge herabstiegen, befahl ihnen
Jesus und sprach: Saget niemanden dieses Gesicht, bis der Sohn
des Menschen auferstanden sein wird.

*

Viele Leute meinen, das Geschlecht der Heiligen sei aus-
gestorben, es gebe keine Heiligen mehr. Das ist ein großer Irr-
tum. Nein, wir leben mitten unter den Heiligen. Noch nie ist
ihre Zahl so groß gewesen wie in unseren Tagen. Fortwährend
werden im Auftrage der kirchlichen Behörden Erhebungen und
Bernehmungen angestellt über Leben und Tugenden solcher, die
in unseren Tagen gestorben sind und der Ehre der Altäre teil-
haftig werden sollen. Laß dir nur einmal aus einem katholischen
Bücherverlag ein Verzeichnis der neu herausgegebenen Bücher
geben, dann wirst du erstaunt sein, wieviele Bücher das Leben
und die Tugenden und die Schriften solcher Diener Gottes be-
handeln, die in den letzten fünfzig Jahren gestorben sind, und zwar
Diener Gottes aus allen Ständen, nicht bloß aus dem Kloster-
und Priesterstande. Und ich behaupte, wenn einmal die Tugenden
zutage treten, die das — man kann nicht anders sagen — auf
göttliche Eingebung zustande gekommene päpstliche Dekret über
die tägliche Kommunion zeitigt, dann wird es im Garten der
katholischen Kirche gar wunderbar knospen und blühen und reifen.

Es will nun manchen Leuten scheinen, als ob in der Kirche die
Zahl der Heiligen aus nichtdeutschen Ländern viel größer sei als
aus Deutschland, und daß unser Land von Rom zurückgesetzt
werde. Darauf kann man zunächst antworten, daß der Papst nicht
schuld daran ist, wenn die Deutschen nicht mehr Heilige hervor-
bringen. Daß die weitaus größere Zahl der Heiligen, wenigstens
derjenigen, die im Kalender stehen, aus den sogenannten lateini-
schen Ländern (Italien, Frankreich, Spanien) stammt, ist richtig
und erklärt sich zunächst daraus, daß diese Länder sich viel früher
dem Christentum angeschlossen haben. Die Märtyrer z. B. stammen
fast alle aus den ersten 300 Jahren, also aus einer Zeit, wo die
deutschen Länder fast noch ganz heidnisch waren, aber in Italien,
Spanien, dann in Afrika und in Kleinasien blühende Christen-
gemeinden schon Hunderte von Jahren bestanden. Deutschland
ist außerdem durch die Reformation zum größeren Teil der katho-
lischen Kirche verloren gegangen, nachdem schon lange vorher
Asien und Afrika, teils durch Irrglauben, teils durch Gewalt,
die Gemeinschaft mit Rom aufgegeben hatte. So bleiben in der
Tat als Haupt-Produktionsgebiet — wenn ich mich so ausdrücken
darf — die ganz katholischen Länder Italien, Frankreich und
Spanien übrig. Wenn nun auch diese Länder, trotzdem sie der

katholischen Kirche wenig Freude machen, in unseren Tagen mehr
Heilige aufzuweisen haben als Deutschland, so braucht das nicht
unsere Eifersucht zu erregen. Wir freuen uns über jeden Fort-
schritt, den die katholische Kirche macht, einerlei, unter welchem
Himmelsstrich er zu verzeichnen ist. Und wenn die Franzosen
heroische Heiligenleben aufweisen können, dann ist uns das ganz
recht und muß uns Deutsche zu edlem Wettstreit ermuntern. Für
die Beurteilung des religiösen und kulturellen Zustandes eines
Landes ist die Aufzählung von möglichst vielen Heiligen indessen
nicht ausschlaggebend. Dafür muß man noch andere Kennzeichen
beachten. Wenn ich aber die Zeichen und Wunder recht zu deuten
verstehe, dann hat unser Herrgott so viele Heilige in Frankreich
in derselben Absicht erteilt, in der er im Alten Bunde die Pro-
pheten erteilte. Die Propheten traten auf, als das Volk ver-
wilderte und zwischen Baal und Jehovah hin- und herschwankte.
In dieser Zeit sollten die Propheten durch Wort und Beispiel dem
Volke die wahre Religion zu erhalten suchen. Die Anwendung
auf Frankreich ergibt sich daraus leicht. Im selben Sinn ist die
Erklärung wohl dafür zu suchen, daß der berühmteste Wallfahrts-
ort der Welt, Lourdes, mit seinen außergewöhnlichen Ereignissen
und gnadenreichen Begebenheiten in Frankreich zu suchen ist, in
demselben Frankreich, das der Kirche die meisten Wunden schlägt
und durch seine heidnische Moral eine Gefahr für alle Völker
bildet. Durch Lourdes und durch die vielen durch Tugend und
Heiligkeit hervorragenden Männer und Frauen wird im Volke
doch noch viel religiöser Sinn erhalten und genährt, und dieser
gläubige Sinn soll die Anknüpfung bleiben für eine bessere Zeit,
wenn das unglückliche Land sich wieder zu seinem Herrn und
Gott bekehrt.

Die von unserem Herrgott von uns allen verlangte Heilig-
keit besteht nicht in Wundern und sonstigen außergewöhnlichen
Vorzügen, sondern im Besitz der heiligmachenden Gnade.
Das ist die Verklärung unserer Seele. Hast du die heiligmachende
Gnade, dann bist du in den Augen Gottes wahrhaft und wirklich
ein Heiliger, und wenn du stirbst mit der heiligmachenden Gnade,
dann wirst du verklärt, so wie Jesus auf Tabor verklärt wurde.
Die heiligmachende Gnade zu deinen Lebzeiten ist schon der An-
fang dieser Verklärung. Ach könntest du doch einmal deine eigene
Seele im Gewande der heiligmachenden Gnade sehen! Ich glaube,
du würdest sterben vor Glück und Freude über das, was du da
erblickst. Es gibt nichts auf der weiten Welt, was sich damit
vergleichen könnte. Das schönste menschliche Antlitz, die herr-
lichste Gegend, das entzückendste Schmuckstück, alles ist Schmutz
und Staub gegen das, was die Seele ist, wenn der Königsmantel
der heiligmachenden Gnade sie umgibt wie einen König auf dem
Thron. Jetzt verstehen wir auch, wie so manche Heilige so liebens-
würdig und anziehend im Umgang waren, so überaus erbaulich
und vorbildlich in allen ihren Handlungen und Reden, daß die
Leute immer mit ihnen zusammen sein wollten. Das war die
heiligmachende Gnade, die sie verklärte, ähnlich wie den Heiland
auf Tabor, und deren Glanz sich ihrem ganzen Wesen mitteilte.
Weshalb hat man die kleinen Kinder so gern? Weil sie halt
so unschuldig sind. Was heißt das anders als, weil sie die
heiligmachende Gnade besitzen und deren Glanz noch nicht ge-
trübt haben durch Sünde und Leidenschaft. Auch die Kinder
haben in dieser Beziehung oft ein überraschend feines Gefühl; sie
fühlen sich hingezogen zu jenen Erwachsenen, die durch die heilig-
machende Gnade Gottes Träger sind, und zeigen eine den Eltern
oft unverständliche und peinliche Abneigung gegen manche Men-
schen, deren falsches, schlechtes Wesen sich später herausstellte.

Ohne heiligmachende Gnade sind wir arm und unglücklich,
auch wenn wir mit Königen an der Tafel speisen. Mit der
heiligmachenden Gnade sind wir reich und überglücklich, selbst
wenn wir in Lumpen gekleidet wären. Behalte das wohl im
Sinn, namentlich jetzt, wo du dich rüstest, im Osterlasterament
dieses Glück aufs neue zu erobern und zu vermehren. Auf die
heiligmachende Gnade kann man die herrlichen Worte der hl.
Schrift anwenden: „Ich gab ihr den Vorzug vor Königreichen und
Thronen, und ich hielt den Reichtum für nichts im Vergleich mit
ihr. Auch verglich ich mit ihr keinen kostbaren Stein; denn alles
Gold ist im Vergleich mit ihr schlechter Sand und das Silber vor
ihr am Werte wie Kot. Ich liebte sie mehr als Gold und Gesundheit und
Schönheit, und erwählte sie mir zum Lichte; denn ihr Glanz ist
unausslöschlich. Da kam zu mir alles Gute zugleich mit ihr und
unzählbare Ehren durch ihre Hand.“ (Weisheit 7, 8—11.) Bpl.

Gottesträne

Als Jesus sich voll Huld herniederließ
Und dem Verräterkuß die Wange bot,
Ziel eine Träne auf die böse Brust;
Sie wollte Leben bringen — brachte Tod.
Heiß brann' die Träne auf des Judas Brust;
Er strich sie weg, er strich hinweg sein Glück;
Da saß Verzweiflung ihn — was sagt die Schrift?
Er ging, erhängte sich mit einem Strick.
Ich weiß ein Plätzchen, das die Träne stillt,
Doch voll Begier einschlürfen würd, voll Lust;
Ein Plätzchen, das nicht hart, nein: weich und warm
Und dieses Plätzchen, Herr, ist meine Brust!

P. B., O. F. M.

Aus dem Schätze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge der Messe vom zweiten Fastensonntage.

Die Messen der Fastensonntage bergen in hervorragendem Sinne eine Fülle liturgischer Schönheit. Alle Stimmungen, die die gottsuchende Seele auf dem Wege zu Gott und im Besitze der ewigen Schönheit und Kraft empfindet, kommen hier zu treffendstem Ausdruck: Darrendes Bangen, beruhigendes Hoffen, beseligendes Genießen. Das, was die Seele in unzulänglichem Stimmeln auszudrücken versucht, findet sie wieder, so wie sie es dem Gotte ihres Herzens sagen wollte, und zwar in Worten heiliger Seher, die Gott selbst beredt gemacht.

In den Wechselgesängen der heutigen Sonntagsmesse wird vor allem die Barmherzigkeit des Herrn gepriesen. Wie einfach und doch wie gedankenreich tut dies schon der Introitus! „Gedenke, Herr, deiner Erbarmungen und deiner Gnaden, die vom Anbeginn her sind. Laß fürder nicht unsere Feinde herrschen über uns! Erlöse uns, Gott Israels, aus all unserer Drangsal!“ — „Zu dir, Herr, habe ich erhoben meine Seele; mein Gott, auf dich vertraue ich; laß mich nicht zu Schanden werden!“ — Nichts ist für den Erdenpilger tröstlicher, als der Gedanke an die große Barmherzigkeit Gottes, der solange der Mensch die Plage der Sterblichkeit wandelt, ganz Erbarmen, Verzeihen und Gewähren ist. In dem großen Loblied auf diese Eigenschaft Gottes, im Psalm 135, schildert der hl. Sänger, wie der Allmächtige am größten ist im Erbarmen; er durchgeht die Geschichte der Welt und dann des auserwählten Volkes und findet überall und vor allem die Barmherzigkeit, so daß er, ganz von ihr überwältigt, siebenundzwanzigmal ausruft: „Denn in Ewigkeit währt seine Barmherzigkeit!“

Die Fastenzeit soll uns von der Sünde befreien und für die Zukunft die Kraft geben, ohne Straucheln den Weg des Heiles zu geh'n. Beides wird uns zuteil durch die Erbarmung göttlicher Gnade! Es kommen zwei Menschen in die gleiche Versuchung; der eine fällt, der andere hält stand. Wie kommt das? Der eine erfährt die Barmherzigkeit des Herrn, der andere nicht, und zwar, weil der eine gerufen hat: „Laß fürder nicht unsere Feinde herrschen über uns! Erlöse uns, Gott Israels, aus all unserer Drangsal!“ Der andere: „Ich bin stark und werde nicht fallen!“ Gottes Gnade erlangt durch demütiges Bitten! Die Bitte: „Und führe uns nicht in Versuchung“ ist der schlichte Ausdruck für das, was auch der Introitus der heutigen Messe erfleht. Wir sollten die sechste Bitte des Vaterunser stets mit demütiger Andacht beten, dann würden wir stärker sein in prüfender Stunde. Doch wenn wir um den Schutz des Allerhöchsten in der Stunde der Versuchung bitten, dann müssen wir es mit dem Vertrauen und der Zuversicht tun, die sich im Psalmvers ausdrückt: „Zu dir, Herr, habe ich erhoben meine Seele; mein Gott, auf dich vertraue ich, laß mich nicht zu Schanden werden!“

In der Epistel mahnt St. Paulus mit apostolischem Ernste zu tadelloser Reinheit; „denn nicht hat uns Gott berufen zur Unlauterkeit, sondern zur Heiligung in Christo Jesu unserm Herrn.“ Dies Schlüsselwort der Epistel hat auf die gläubige Seele einen tiefen Eindruck gemacht, sie will sich der „Heiligung in Christo Jesu unserm Herrn“ bestreben, allem Unreinen entsagen, aber der Gedanke an früheren Fall und an kommende Angriffe der Leidenschaft treibt sie zu vertrauensvoller Bitte mit den Worten des Graduale: „Die Trübsale meines Herzens sind vielfältig geworden; aus meinen Nöten errette mich, o Herr! Siehe an meine Demütigung und meine Beschwerden und vergib mir alle meine Sünden!“

Raum hat sie diesen gläubigen Ausschrei zu Gott ausgestoßen, da zieht schon die freudige Zuversicht in ihr Herz, daß sie erhört sei. Im Traktus hören wir sie in fast triumphierenden Jubel ausbrechen: „Lobet den Herrn, denn er ist gut, denn seine Barmherzigkeit währet in Ewigkeit. Wer kann aussprechen die Großtaten des Herrn, verkünden all sein Lob? Glückselig sind, die in Acht haben das Gericht und Recht tun zu aller Zeit. Gedenke unser, o Herr, gedenke in Wohlgefallen deines Volkes; such uns heim mit deinem Heile!“

Proher Zuversicht voll blüht die Seele nun in die Zukunft. Das Evangelium von der Verkörung des Herrn hat ihr ja auch

ihren einstigen Lohn vorausgezeigt. Dazu kommt, daß die Gesetze des Herrn, die sie immer und überall beobachten will, nicht harte Tyrannengebote sind, sondern die milden Forderungen eines liebenden Vaters, der so oft auf den unergleichlichen Lohn hinweist, den der Gehorsam gegen ihn einbringt. „Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgeht und du lange lebst auf Erden!“ Und erst die Gebete, die der aufstellte, der da sagte: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ Wie mild, wie begründet sind die Forderungen dieses Gottes, der unser Heiland und Bruder wird, der sie alle erst, sie selbst auf sich nehmend, prüfte, ob sie Menschenschultern auch tragen könnten. Wie gern will die gottzugewandte Seele diese Gebote hören, sie kennen lernen in stiller Betrachtung, um dann in treuer Ausführung Tag und Nacht die Hände zu regen. Im Offertorium hören wir diesen ernstgemeinten Schwur: „Ich will betrachten in deinen Geboten, die ich liebe; aufheben will ich meine Hände zu deinen Geboten, die ich liebe!“

Der Christ hat in wirklicher oder geistlicher Kommunion seinen Gott empfangen. Fest entschlossen will er das ausführen, was er vor dem Altare geschworen. Er baut nicht auf eigene Kraft, sondern auf die Hilfe des Herrn, darum ruft er in der Kommunion noch einmal: „Merke auf mein Rufen, hab Acht auf die Stimme meines Gebetes, mein König und mein Gott; denn zu dir will ich beten, o Herr!“ Wenn ich in Gefahr zu sündigen bin, o mein Gott, wenn ich dann in kurzem Gebete Kraft und Licht von dir erlebe, erhöhe mich, o Herr! Denn auch im Strome des Lebens, wenn ich zu langem Gebete nicht vor dir knien kann, will ich in kurzem Ausschrei zu dir fliehen. Dann achte auf meine Stimme, mein König und mein Gott, dann hilf, daß nicht ein anderer, dem ich jetzt abgeschworen, wieder mein König und mein Gott wird — dann will ich zu dir beten, Herr!

Mit diesem besten aller Vorsätze geht der Christ wieder hinaus ins Leben. Mit solch einem Vorsatz ist der Kampf gegen Sünde und Leidenschaft wirklich aussichtsvoll.

Wie herrlich passen die Wechselgesänge der heutigen Sonntagsmesse auf den Christen, der in der Osterbeichte und Kommunion seinen Gott ganz wiedergefunden! Wenn er im Mißtrauen auf seine Kraft und im Vertrauen auf Gottes Hilfe so seine Umkehr beschließt, wird er festen Schrittes den Weg des Heiles gehen und die Stunde der Heimkehr zum wahren Vater Herzen segnen ewiglich!

P. B., O. F. M.

Die hl. Kunigunde — geprüft und bewährt

(3. März.)

Durch Feuer hast du mich geprüft, und keine Schuld ward an mir gefunden. (Hl. 16, 8).

Lichtgestalten der deutschen Geschichte sind das Kaiserpaar Heinrich II. und Kunigunde. Gerade von der Kaiserin ging soviel des traulichen Glanzes, der wohlthuenden Wärme aus, daß die Legende einen duftigen Kranz wunderbarer Begebenheiten um ihre Gestalt wob, vor allem in den Bamberger Landen. So wird es einem schwer, Geschichte und Legende zu scheiden. Immerhin bleibt auch, abgesehen von der hl. Sage, die im Kern ja auch Wahrheit ist, genug des Großen und Erhabenen, um den Blick auf die liebwerte Gestalt dieser deutschen Kaiserin zu ziehen. Wie sie niedrige Verleumdung trug und überwand, wie sie im Geräusch des Hoflebens wie in der Stille des Klosters wirkte, darin kann sie auch heute noch vielen Vorbild sein.

Die hl. Kunigunde entstammte dem Geschlechte derer von Luxemburg. Ihr Vater hieß Siegfried, ihre Mutter Hedwig. Von elf Kindern war Kunigunde das sechste. Sie wurde aufs sorgfältigste erzogen, zeigte sich, was damals selten war, im Briefschreiben gewandt und besonders geschickt im Stiden heiliger Gewänder. Um 1000 reichte sie dem Herzog Heinrich von Bayern die Hand zur Ehe. Als dieser 1002 zum deutschen Könige gewählt wurde, empfing auch sie zwei Monate später in Baderborn aus der Hand des berühmten Mainzer Erzbischofs Willigis die Königskrone. Sie wollte nicht Königin sein, um Ehre zu empfangen, sondern um neben dem Könige die Erste im Wohltun zu sein. Jeder Not, der sie anständig wurde, half sie nach Kräften ab. Im Jahre 1013 zog sie mit ihrem Gemahl nach Italien und empfing mit ihm am 14. Februar 1014 vom Papste Benedikt VIII. die Kaiserkrone. Nun fühlte sie sich als Vatin des Schutzherrn der Christenheit erst recht verpflichtet, Macht und Mittel in den Dienst des Allerhöchsten zu stellen. Das Bamberger Land, das ihr Heinrich als Morgengabe zugeschrieben hatte, trat sie, als er das Bistum gleichen Namens gründete, freudigen Herzens an die Kirche ab. Die Gründung des großen Michaelsklosters, das heute noch gutem Zwecke dient, ist ihrer Anregung entsprungen. Sie gilt neben dem hl. Könige als die Hauptwohlthäterin des Baseler Domes. Und daß Heinrich II. dem großen Bischof von Baderborn Meinwerk in so freigebiger Freundschaft zugetan war, ist nicht zuletzt Kunigundens Verdienst. In allem Guten und Großen hatte Heinrich an ihr die treueste Stütze. Er hing ihr aber auch in unwandelbarer Liebe an, trotzdem doch ihre Brüder öfter als seine Widersacher austraten.

Heinrich und Kunigunde lebten nach alter Ueberlieferung in jungfräulicher Ehe. Kunigunde schien unbeneidet und unberührt vom leisesten Hauche des Unglücks die Höhen der Mensch-

heit wandeln zu dürfen. Doch auch ihr sollte Trübsal, und zwar in der schneidendsten Form nicht erspart bleiben. Auch an sie, die Reine und Gute wagte sich der Geißer niederer Verleumdung heran. Manchem, der selbst trübe Pfade ging, schien der Glanz ihres unbescholtenen Lebens zu sehr in die Augen. In unglücklicher Verblendung streuten sie das Gerücht aus, Kunigunde schenke einem schönen Ritter ihre Gunst, während sie ihrem Manne gegenüber die Spröde spiele. Lange wagte sich diese Lüge weder an Heinrich noch an Kunigunde heran. Da eines Tages schlug es ihr heiß ins Gesicht — ein schlimmes Wort. Hatte sie recht gehört? Mit furchtbarer Gewalt warf es sich mit einem Male auf sie. Doch im Gefühle ihrer Unschuld schwieg sie. Auch, als Heinrich in entsetzlicher Enttäuschung der Argwohn packte. Sie sollte sich dem Gottesurtheile unterwerfen. Gott sollte entscheiden, ob sie rein sei. Kunigunde sah in ihrer Unschuld und in ihrem starken Glauben dies nicht als ein Versuchen des Himmels an, nein, Gott mußte hier helfen. In felsenfestem Vertrauen hoffte sie dies.

Sie sollte über glühende Pflugscharen schreiten; blieben ihre Füße unverletzt, dann war alles Lüge. Mit dem Gebete: „Gott, dich rufe ich heute zum Zeugen und als Richter an, daß ich weder mit dem gegenwärtigen Heinrich noch mit einem anderen Manne je zu tun hatte!“ ging sie zur Probe. Ohne den geringsten Schaden ging sie über die glühenden Eisen. Die Verleumder wurden gestraft; Kunigunde war noch mehr als bisher das Ein und Alles ihres hl. Gemahls. Als dieser am 13. Juli 1024 zu Gronau starb, zeigte sich die Heilige so recht in ihrer Frauengröße. Mit ihren Brüdern, dem Bischofe Theodorich von Metz und dem Herzoge Heinrich von Bayern ordnete sie alles zur Wahl des künftigen Königs. Als Konrad II. gewählt war, übergab sie ihm selbst die Reichsinsignien. Dann zog sie sich in das von ihr gegründete Kloster Kaufungen zurück; wo sie am 13. Juli 1025, am Jahrestage des Todes ihres hl. Gemahls, aus den Händen des Mainzer Erzbischofs Aribo den Schleier empfing. Von nun an lebte sie als vollkommenste Klosterfrau: in allem allen ein Muster. In den Werken der Gottes- und Nächstenliebe, in Gebet, in Lesung und Handarbeit verbrachte sie ihre Tage, bis sie der Herr heimrief am 3. März 1039. Sie ruht im Bamberger Dome an der Seite ihres hl. Gemahls — Bamberg's und des Reiches Schutzfrau!

An die edelsten Menschen, an die besten Absichten schleicht sich der Argwohn und die Verleumdung heran. Wie giftiger Mehltau auf Pflanzen wirken diese beiden vernichtend ein auf jede wahre Tat; mag sie Gottes Ehre oder der Menschen Wohl im Auge haben. Bewahr dich Gott, lieber Leser, vor diesen eilen Gesellen! Gehe Gott aber auch auf die Fürbitte der hl. Kunigunde hin, daß die Männer, die in edelster Absicht im öffentlichen Leben stehen, nicht durch Argwohn und Verleumdung in ihrer Arbeit gehemmt werden!

✱

Und wär ich Herrgott, so ließ ich auf Erden
Zu Dornen und Disteln die Klatschungen werden,
Da fräß' sie der Esel und's Hätt' keine Not,
Und es weinte sich mancher die Augen nicht rot! (Geißel.)
P. B., O. F. M.

Dem Kreuze treu

In Frankreich wird das Kreuz verdrängt. Fort muß der Heiland aus den Schulen, fort von den öffentlichen Gebäuden, fort von den öffentlichen Plätzen. Schon einmal hat Frankreich solche Zeit durchlebt, es waren die Tage der französischen Revolution. Damals fand aber das Kreuz auch hin und wieder einen heldenmüthigen Verteidiger. Unter anderen zeichnete sich namentlich in der Vendée ein Bauernsohn aus. Im Kampfe für seinen Glauben wurde er mit einigen Kameraden von der Bande

der Revolutionären gefangen. „Dein Urtheil ist gefällt“, hieß es kurz. „Schau noch einmal auf dein Haus, dort wohnt du geboren, dort ist noch dein alter Vater. Doch es soll dir Gnade für Recht gegeben werden, dein Vater soll leben und auch du, wenn du gehorchen kannst.“

Der Jüngling sah noch einmal auf sein Vaterhaus und zerbrach eine Träne in seinem Auge. Dann sagte er: „Das Leben ist ein theures Gut; was muß ich thun, um es zu retten?“ Da sprach einer der Soldaten: „Dieses Kreuz sollst du mit der Art stürzen.“ Der Krieger ergriff das Beil, es bebten seine mitgefangenen Freunde und wandten ihre Augen ab, denn so etwas wollten sie nicht mit ansehen. Der mutige Jüngling stellt sich dicht an den Kreuzestamm, dann ruft er: „Tod den Verruchten, die Christi Kreuz beschimpfen, ich will es bis zum letzten Atemzug verteidigen!“ Mutig schwingt er die Art gegen die Gottlosen, Feuer sprüht aus seinen Augen und eine übermenschliche Kraft scheint ihn zu stählen. Einen Augenblick weichen die Gottlosen, dann stürmen sie unter Flüchen und Lästerungen auf den Tapferen. Von Dolchen und Bajonetten durchstochen, sinkt er zu Boden. Im Falle noch das Kreuz umfassend, spricht er: „Nimmer werde ich vom Zeichen der Erlösung lassen.“

In der Umarmung des Kreuzes haucht er seine Seele aus. Wie glücklich jener, der in seinem Leben nie vom Zeichen der Erlösung gelassen, sondern es verehrt, umfaßt und verteidigt! Entsetzlich muß die Erscheinung dieses Zeichens in den Wollen des Himmels einst jenen Verächtern des Kreuzes sein. Tröstend aber wird es jenen leuchten, welche das Kreuz auf dieser Erde geliebt, auf es vertraut und es getragen haben. Mögen wir einstens das Zeichen der Erlösung bei unserem Tode in unseren Händen haben, in der Umarmung des Kreuzes hinscheiden, dann haben wir gute Hoffnung, daß es uns bei der Auferstehung als Siegeszeichen im Himmel erglänzen werde.

Wir Mütter

Wer ist so stolz wie wir in der Welt?
Unsere Söhne zogen hinaus ins Feld,
Für Kaiser und Reich, zu Trutz und Wehr,
Deutschlands Blüte für Deutschlands Ehr' —
Zu steh'n oder fallen, wie's Gott gefällt,
Jeder Jüngling ein Mann, jeder Mann ein Held!
Dah' Gott ihnen gnädig sei!
Meiner ist auch dabei.

Wir wissen alle, es mußte sein,
Wir tragen's tapfer und schiden uns drein;
Nur manchmal — so im Vorübergehen —
Bleiben wohl zwei zusammenstehen;
Mit Augen, von heimlichen Tränen verbrannt,
Reichen sie sich die zitternde Hand —
Da bricht's aus der Brust wie ein Schrei:
„Meiner ist auch dabei!“

O Zeit so hart! — O Zeit so groß!
Wir alle tragen das gleiche Loß,
Ein einz'ger Gedanke mit uns geht,
Ein Glaube — ein Hoffen — ein Gebet:
„Herrgott, laß Deutschland nicht verderben,
Für das unsere Söhne bluten und sterben!
Herr, höre der Mutter Schrei! —
Meiner ist auch dabei.“

Und vor mir steigt's auf — eine Vision:
Ich höre den Sturm der Mäulen schon,
Trommelwirbel und Hurraruf —
In Rosen versinkt der Roffe Fuß.
Von Siegesgelauf' die Luft erdröhnt,
Sie kommen, sie kommen! — Lorbeergetrönt,
Von Jubel umbraut, von Fahnen umwallt,
Und über die deutschen Lande schallt
Ein einziger jauchzender Schrei:
„Und meiner ist auch dabei!“

Der Müller von St. Amand

21. Fortsetzung.

Roman aus dem Jahre 1815. — Von Franz Wichmann.

(Nachdruck verboten)

„Ach, — ich meine doch, — daß du wieder in deiner richtigen Uniform steckst. Western hätte ich dich fast nicht erkannt.“

„Du hast mich gesehen in der schwarzen Männenmontur? Ohne die wäre ich gar nicht zurückgekommen. Einem Toten auf dem Schlachtfeld mußte ich sie nehmen. Aber Gott sei Dank, daß ich das Zeug wieder los bin. In schlimme Gefahren hat es mich gebracht. Fast hätte mich ein Breuße als Räuber erschossen.“

Jeanne erblickte und zitterte. „O, mein Jesus, das mußt du mir erzählen.“

„Aber Kind, ich bin im Dienst, ich habe jetzt keine Zeit.“ Sie ließ seinen Arm nicht fahren, als fürchte sie, ihn zu verlieren. „Wo mußt du denn hin?“

„Ob' unters Dach hinauf. Am Fenster soll ich Ausschau halten.“

Da komme ich mit. Ich kenne mich im Hause schon aus.“

„Aber, Jeanne, das ist ja gefährlich“, warnte er, „lebensgefährlich.“

„Ja, soll es denn schon wieder eine Schlacht geben? Ich glaube es nicht. Sie haben sich doch erst bei St. Amand geschlagen. Und unsere Mühle soll abgebrannt sein. Der alte Schäfer, der nach uns geflüchtet ist, hat es erzählt.“

„Das hätte auch ich dir sagen können. Denn die Flamme, waren es, die mich befreiten.“

„Du warst noch darinnen? Himmel, da hättest du ja verbrennen können.“ Ihre Reugier wuchs und fester noch klammerte sie sich an ihn.

„Wer ich lebe, und darum muß ich auf meinen Posten“, suchte er sich mit ernstlicher Gewalt loszumachen.

„Dann spring' ich voran. Wir müssen am Zimmer des Verwalters vorbei, wo die anderen sind. Die dürfen uns nicht sehen. Am Dachfenster erwart' ich dich.“

Ehe er etwas erwidern konnte, flog sie schon wie ein Federball die Treppe hinauf.

Eine Minute später stand Lichtwehr an der ihm angewiesenen Stelle und öffnete das Fenster über seinem Kopfe.

Ein Schauspiel von überwältigender Größe breitete sich vor seinem Blick aus. Die ganze Ebene blühte von gleißendem Waffenschmuck. Alles war in Marsch und Bewegung, drei riesige Treffen formierten sich hintereinander, und die höher gestiegene Sonne warf ihr schwüles Goldlicht auf die dunklen Sturmsäulen des Feindes, die, von ihren Trifoloren überflattert, sich in schweren Bogen heranwölzten.

Jeanne rechte sich auf den Bechern neben ihm empor, um hinauszusehen. „O, ist das schön“, entfuhr es ihr unwillkürlich. „Wenn doch die Rannette auch hier wäre. Sie getraute sich nicht aus der Stube hinaus, weil sie fürchtete, es könnte geschossen werden. Ich wollte sie gerade holen, als ich dir begegnete. Jetzt ist sie selber schuld, daß sie nichts sieht.“

Nur mit halbem Ohre, das soldatische Auge ganz von dem sich bietenden Anblick gefesselt, hatte der Korporal ihrem kindlichen Geklauer zugehört. Bei dem Namen Rannette aber horchte er auf.

„Deine Freundin, des Krämers Tochter, ist auch hier?“

„Mit ihren Eltern. Und der Vater und unsere alte Cordelia auch. Wir wollten nach Brüssel, aber man ließ uns nicht weiter durch. Und jetzt“, schloß sie, nachdem sie ihre Flucht mit allen Einzelheiten erzählt, „sind alle auf dem Turmzimmer des Verwalters, um den Anmarsch der Franzosen zu betrachten.“

Heinz sah das harmlos unschuldige Geschöpf mit warmem, mitleidigem Blicke an. Wie ein bunter Falter kam sie ihm vor, der um duftende Blumen gaukelt, während am Himmel über ihm ein finstres, Vernichtung drohendes Wetter steht.

Aber hier könnt ihr doch unmöglich bleiben“, sagte er ernst, indem er sie, hingerissen von ihrer Lieblichkeit, an sich zog, um ihre frischen Lippen zu küssen. „Wenn nicht alles täuscht, wird es eine furchtbare Schlacht geben.“

„O, wir haben so viel schießen gehört, die letzten Tage, daß ich keine Angst mehr habe.“

„Auch um mich nicht?“ lächelte Heinz ein wenig schwermütig, bei dem Gedanken, daß er vielleicht nie mehr ihr munteres Plaudern hören werde.

„Warum, es gibt ja feste Keller hier.“

Er mußte über ihren naiven Ausruf den Kopf schütteln. „Gott sei Dank, um eurerwillen. Aber Soldaten dürfen sich darin nicht verstecken.“

Erschrocken sah sie ihn an und ein reizender Troß regte sich in ihr. „Meinst du vielleicht, ich lasse dich totschießen? Wo- zu hätte ich dich denn lieb? Die Franzosen kriegen dich nicht, denn mein Mann sollst du werden.“

„Kleine Märrin.“

Mitten in seine Worte brach der plötzlich losbrechende krachende Donner des Geschützes. Doch ehe er sich wieder zum Fenster wenden konnte, erstarrte sein Blut in jähem Schrecken.

Vom Ausgang der Treppe her sah er ein finster drohendes Gesicht mit den glühenden Augen des Hasses auf sich gerichtet.

„Um Gotteswillen — dein Vater“, stotterte er.

Er hatte den Müller von St. Amand erkannt.

Jeanne geschwätziger Mund verstummte, ihr Gesicht verlor alle Farbe und nur einen unartikulierten Laut brachte sie über die Lippen.

Auch Rochus Roiger stand wortlos unter dem ersten Eindruck der Ueberraschung. Wie ein höllisches Gespenst verfolgte ihn dieses Gesicht, und hier, bei seiner Tochter, mußte er es wiedersehen!

Wie Schuppen fiel es ihm plötzlich von den Augen. Kein Deserteur und Spion war das. Um seines Kindeswillen hatte er sich verkleidet in die Mühle geschlichen. Er liebte Jeanne!

Eine grenzenlose Wut bemächtigte sich seiner, ließ zitternd durch seine Glieder, und wie zum Schlage erhob er den Arm. Schützend wollte der Korporal sich vor das Mädchen werfen, aber schon war der Müller vorgepresungen und riß die laut Aufschreiende an sich.

„Was hast du mit meinem Kinde zu schaffen, Heinz Lichtwehr?“ preßte er zwischen den Zähnen hervor, und ein unheil-drohendes Zucken ging über seine Züge.

„Du kennst ihn, Vater? Das Erstaunen ließ Jeanne endlich Worte finden.

„Ja, — ich kenne — seinen verhassten Namen“, knirschte der grauhaarige Mann. „Und darum hast du das letzte Wort mit ihm gesprochen. Aus muß es sein, sag' ich. Fort mit dir!“

Jeanne sträubte sich unter dem eisernen Drucke seiner Hand und warf einen hilfselehenden Blick auf den Geliebten.

Der Korporal sagte sich. „Ich verstehe Eure Worte nicht, Müller. Aber, wenn Ihr mich kennt, so darf ich Euch auch sagen, daß ich Euer Kind in Ehren liebe.“

„Sage, daß du ein Räuber und Dieb bist“, fiel ihm Roiger mit höhnischem Grinne ins Wort, — „daß du dich in mein Haus und in das Herz meines Kindes geschlichen, um sie mir zu stehlen, wie dein Vater noch im Tode die Seele —“

Ein ohrenbetäubendes Geräusch erstickte den tobenenden Ausbruch seiner Wut. Der Turmbau erzitterte und prasselnd schlug auf das Dach ein bleierner Hagelschauer, daß die zersplitterten Ziegel umherspritzten und eingedrungene Kugeln sich zischend in Sparren und Balken wühlten.

„Teufel, sie sind schon heran!“ Der Korporal griff nach dem Gewehre und feuerte blindlings zum Fenster hinaus. „Fort, Müller, rettet Euer Kind! Hier oben wohnt der Tod.“

„Möge er uns von dir befreien!“ Drohend schüttelte der Müller noch einmal die Faust, während er die vor Schrecken halb benutzlose Jeanne mit der Linken stützend, die Treppe hinabschaut.

Der erbitterte Kampf, der sich um die Mauern von La Haie Sainte entspann, ließ Heinz Lichtwehr keine Zeit, über das eben Geschehene nachzudenken.

Das große Gehöft, das einer Festung gleich den Zugang zur englischen Hauptstellung sperrte, mußte zuerst genommen

werden, und die vorderste Brigade von Erlons Sturmhaufen, dessen übrige Teile das Plateau erstiegen, stürzte im Lauffschritt dagegen vor. Ney, der mit mehreren Generalstabsoffizieren folgte, blieb zu Pferde mitten im Regenfegen auf der Chaussee halten, um den Kampf zu beobachten. Ein wütendes Feuer aus allen Fenstern der Meierei, hinter Hecken, Bäumen und Mauern, ja selbst hinter den Obstbäumen des Gartens hervor, empfing die Stürmenden. Krachend brach, von einer Kanonenkugel getroffen, das Scheunentor zusammen, aber die Scharfschützen der deutschen Legion, die Deckung verschmähend, sprangen auf die Krone der Brustwehr und hielten mit sicheren Schüssen die Feinde so lange im Schach, bis die klaffende Oeffnung wieder verrammelt war.

Schon bedeckte sich die Straße mit Toten und Verwundeten, aber Erlons Tirailleurs drangen mit solchem Ungestüm vor, daß der Obstgarten beim erneuten Anlauf verloren ging. Major Böselviel sank tödlich getroffen vom Pferde und Baring riß eine Kugel die Bügel aus der Hand.

Während er sich mit den Verteidigern auf das Hauptgebäude zurückzog, geriet der draußen stehende Teil der deutschen Legion in schwere Bedrängnis. Wohl verstärkte Graf Kielmannsegge den Posten rasch durch das Bataillon Lüneburg, aber ebenso schnell gab auch der Kaiser, dem keine Bewegung des Gegners entging, Milhaud den Befehl, mit einer Brigade Kavallerie das Vorgehen Erlons zu unterstützen.

Nenau erfüllte es mit freudigem Stolze, gleich anfangs ins Feuer zu kommen. Kampfeslustig trabte er mit seinen Eisengreifern heran und der Anprall war so unübersteiglich, daß die Legionäre aufgelöst auf das erste englische Treffen zurückwichen, während das Hannoverische Bataillon zersprengt und niedergehauen wurde.

Wellington hob unter seiner Ulme das Glas ans Auge. Eine leichte Unruhe spiegelte sich in seinem steinernen Gesicht. „La Haie Sainte darf nicht verloren gehen“, rief er scharf seinem Adjutanten zu. „Oberst Ompteda soll den Posten sichern.“

Der tapfere Offizier ging sogleich ans Werk. Aber es gelang ihm nur noch, den inzwischen von den Franzosen ebenfalls eingenommenen Gemüsegarten zurückzuerobern, am Obstgarten wurde er abgeschlagen, geriet in Kampf mit der hinter der Meierei vordringenden Brigade Burgeois, und La Haie Sainte sah sich vom Feinde umstellt.

Zur selben Zeit machte der königliche Spätmacher von Nassel bitteren Ernst bei Bougoumont, gegen den Willen seines kaiserlichen Bruders, der hier nur durch ein Scheingefecht den Herzog über die Bedeutung seiner rechten Flanke täuschen wollte, während er die linke mit voller Gewalt bestürmte.

Jérôme verbiß sich förmlich darein, dieses trotzige Schloß zu erobern, und zog Brigade um Brigade heran. Aber alle mähle das mörderische Feuer der hinter den Mauern postierten Goldstreamgardien nieder, und ein Haufe Berwegener, der durch die zerhauenen Torflügel eingedrungen, wurde umzingelt und niedergemacht.

Jérôme selbst war verwundet worden. Man bat ihn, das Kommando abzugeben. Aber er hatte nur eine kurze Erwiderung: „Ich heiße Napoleon.“ Und wie um dem großen Namen Ehre zu machen, ließ er eine Haubitzenbatterie anfahren, um endlich den zähen Widerstand zu brechen.

Die Brandgeschosse brachen Dach und Mauer, doch nicht den Mut der Verteidiger.

Kornböden und Ställe gingen in Flammen auf, sie verzehrten das Pächterhaus, ergriffen das Schloß, aber die Garden verschanzten sich in den Scheunen, dem unversehrten Gärtchenhaus, zuletzt in der Kapelle und strakten mit sicherem Schusse jeden nieder, der durch den Feuergrütel zu dringen suchte.

Auch im Zentrum ging es nicht nach Napoleons Wunsch. Am Morgen noch hatten Soult und Reille ihn gewarnt, den Feind in der Front anzugreifen. Sie beide kannten den Gegner, mit dem der Kaiser selbst sich nie gemessen, und nun schien er wirklich ihn unterschätzt zu haben. Kaltblütige Schützen mit sicherer Hand, stand dieses Fußvolk gleich Felsen unerschütterlich, und ehe der Franzose zu seiner Lieblingswaffe, dem Bajonett, greifen konnte, hatte ihn längst die britische Kugel in den Sand gestreckt.

Ein schwerer Fehler Erlons machte das unbesonnene Draufgehen des Korps noch verhängnisvoller. Im Eifer, das am Tage von Ligny Versäumte nachzuholen und so schnell wie möglich mit ganzer Wucht auf den Feind zu fallen, ließ er, statt Angriffskolonnen zu formieren, sein Korps in breiter Bataillonsfront vorgehen. Auf dem ansteigenden Terrain aber verlangsamte das den Sturmarsch, die Hinterstehenden vermochten ihrer 50 Vordermänner wegen nicht zu schießen, die Bildung von Karrees wurde unmöglich, und wo die einschlagenden Kugeln sonst nur zwei Leute hinrafften, warfen sie jetzt acht Mann auf einmal nieder.

Die Hingebung der Truppen war in ihrem brennenden Kampfesfeuer trotz alledem so groß, daß sie, kein Opfer scheuend, die das Vordertreffen des Feindes bildenden niederbänischen Truppen im ersten Ansturm über den Haufen warfen.

Dann aber stiegen sie auf die eiserne Mauer der Schotten, Pictons Batterien schleuderten ihnen ihre Granaten entgegen und auf beiden Seiten fiel sie Urbrüder gleich einhauende Reiterei an.

Der erste Angriff war abgeschlagen.

Schwer atmend nach langer blutiger Arbeit, sahen des Kaisers Adler und Englands Löwe einander in die Augen.

(Fortsetzung folgt.)